Trapper und verstanden es, sich mit den dort ansässigen Krähenindianern anzufreunden, so daß ihnen erlaubt wurde, unter den Rothäuten zu leben. Das freundschaftliche Verhältnis zwischen den Weißen und ihren Gastgebern wurde noch herzlicher, als die beiden Trapper den Indianern den größten Teil ihrer Jagdbeute zu überlassen begannen.

Diese Freigebigkeit war aber nicht ein Ausfluß reiner Menschenfreundlichkeit, sondern wohl berechnet. Den Trappern lag außerordentlich daran, das volle Vertrauen der Indianer zu bewahren und nicht irgendwie von ihnen argwöhnisch beobachtet zu werden. Durch Zufall hatten nämlich die Engländer auf einem Jagdausflug entdeckt, daß ein kleiner Flußlauf stark goldhaltig war. Von diesem Augenblick an diente ihnen ihr Trapperhandwerk nur noch als Deckmantel. Sie verstanden es, vier Jahre lang die außerordentlich ergiebige Fundstelle verborgen zu halten, und jede Tagesausbeute wurde in einem der 63 erloschenen Vulkankrater verborgen, die heute im Volksmunde die „Mondkrater" genannt werden. Nur bei ihren wenigen Besuchen in weißen Ansiedlungen bezahlten die Engländer ihren frischen Munitionsvorrat mit Goldkörnern. Diese Unvorsichtigkeit genügte, um das Gerücht auftauchen zu lassen, Kingstone und Brown hätten bedeutende Goldmengen gefunden und versteckt. Daraufhin gaben die Goldsucher ihre Fundstelle zeitweilig auf, um sie nicht zu verraten, und begannen einen weniger ergiebigen Bachlauf, Grays Lake genannt, auszubeuten.

Inzwischen hatte eine Verbrecherbande den Engländern nachspioniert, und eines Tages wurden die Goldwäscher an der neuen Fundstelle überfallen. Der ungleiche Kampf endete mit Browns Tode und mit Kingstones Gefangennahme. Eine verschwindend geringe Menge Gold war die einzige Beute. Kingstone sollte das Versteck angeben. Er weigerte sich standhaft und konnte auch durch die grausamsten Folterungen nicht zum Reden veranlaßt werden. Zuletzt warfen die Verbrecher den vollständig Geschwächten gebunden in den Keller einer verlassenen Fallenstellerhütte und ließen ihn dort liegen.

Dann überfielen die Desperados das Dorf der Krähenindianer und forderten dort den Goldschatz. „Wir wissen nichts davon", war die einzige Antwort, die ihnen Kingstones Gastfreunde geben konnten. Durch den neuen Mißerfolg zu sinnloser Wut gereizt, schossen die Verbrecher einen Teil der Indianer nieder. Der Rest der Rothäute konnte aus dem brennenden Dorf entkommen und suchte bei einem anderen Stamm Unterstützung. Wenige Tage danach wurden die Desperados überrumpelt und niedergemacht.

Ueber ihren Sieg vergaßen die Rothäute Kingstone nicht. Tagelang blieben aber alle Streifen erfolglos, bis ein Hund mit dem Ledergürtel des Goldwäschers in das Dorf zurückkam. Die Indianer ließen sich von ihm leiten und fanden die Blockhütte, in dessen Keller Kingstone halbverhungert und fiebernd neben Browns Leiche lag. Das Tier hatte ihn Stunden vorher gefunden, und mit größter Anstrengung war es dem Engländer gelungen, seinen Gürtel zu lösen und dem Hund umzubinden: „Lauf' nach Hause!"

Trotz aller Pflege erholte sich Kingstone nicht. Er lebte noch einige Wochen, doch er mußte ahnen, daß sein Ende bevorstand, denn er benutzte seine letzten Tage dazu, um eine Zeichnung vom Versteck des Goldschatzes zu entwerfen, den er selbst auf mehr als eine halbe Million Dollar bewertete, und dazu eine in Geheimschrift geschriebene Erklärung zu verfassen. Den Lageplan übergab er zusammen mit einem Briefe dem Häuptling und bat, beides seinem Bruder Alfred Kingstone zu übermitteln, der irgendwo am Scheboygan-River in Wisconsin wohnen sollte. Zur Belohnung überließ er den Indianern ein Säckchen mit schrotkorngroßem Goldsand.

Die Rothäute fanden erst nach dem Bürgerkrieg Gelegenheit, einen Stammesangehörigen, Paskose, auf die Suche nach Alfred Kingstone zu senden. Obwohl der Indianer den Auftrag sehr ernst nahm und Jahre lang nach dem Erben des Goldschatzes suchte, konnte er doch nicht die geringste Spur von ihm entdecken. Seines Alters wegen mußte Paskose schließlich die Nachforschungen aufgeben, und weil ihm der Rückweg nach Idaho zu weit war, so verbrachte er seine letzten Jahre bei den Menominee-Indianern in Wisconsin. Kurz vor seinem Tode übergab er Kingstones Papiere einer Rothaut namens Kakutosch, der er auch die ihm bekannten Einzelheiten über Kingstones verborgenen Goldschatz mitteilte.

Kakutosch, der als Angestellter einer großen Holzfällerei genug verdiente, legte nicht viel Wert auf Paskoses Erzählung und ließ Brief und Zeichnung vergilben. Erst als alter Mann entsann er sich des Goldes, und in den neunziger Jahren sandte er eine Gruppe Menominee nach Idaho auf die Suche nach dem Schatz. Nähere Anhaltspunkte konnte er den Leuten nicht mitgeben, weil ihm die Entzifferung der Geheimschrift unmöglich war. Nur das eine vermochte er in Uebereinstimmung mit Paskoses Erzählung festzustellen, daß nämlich der Vulkankrater, in dem das Gold versteckt sein sollte, von einem Hügel überragt war, dessen Umrisse einem Schlangenkopf ähnelten und dessen Schatten angeblich nur an einem bestimmten Tage den Kratergrund erreichte. Die Schatzsucher kamen aber unverrichteter Sache zurück.

Einige Jahre später übergab Kakutosch die Papiere der Menomineeprinzessin Mary Ann Cota. Das Gerücht vom Schatz blieb auch nach seinem Tode unter seinen Stammesgenossen lebendig. Weil aber die Treuhänderin Stillschweigen bewahrte, und auch niemandem verriet, wo sie Kingstones Dokumente aufhob, so wurde kein weiterer Versuch, den Schatz zu heben, unternommen.

Vor zwei Jahren starb Mary Ann Cota, ohne ihren Erben die Papiere auszuhändigen. Fünfzehn Monate später brannte das Haus nieder, das die Indianerin im Reservat bewohnt hatte. Der einzige Gegenstand, der gerettet werden konnte, war eine Bibel. Mary Ann Cotas ältester Sohn und Erbe hatte sie bis dahin nicht beachtet. Nun schenkte er die Bibel seinem Bruder Dave Cota, der ihn bald danach besuchte, als Andenken. Der neue Besitzer blätterte im Buche und fand zwischen den Seiten die beiden Dokumente.

Soweit sind die Tatsachen erwiesen, und es liegt kein Grund vor, am Vorhandensein des Goldschatzes zu zweifeln. Heute, einige Monate, nachdem er in den Besitz der Karte gelangte, erklärt Dave Cota, den Schlüssel für die Geheimschrift entdeckt zu haben, und er hofft mit aller Bestimmtheit, in kurzem den Schatz der Trapper heben zu können.

Fernwirkung einer Giftpflanze.

An der kalifornischen Küste wächst ein Strauch, um den die Eingeborenen gewöhnlich in vorsichtigem Bogen herumgehen, weil er selbst aus einer Entfernung von etwa 30 Zentimetern eine giftige Wirkung auf die Haut des Menschen auszuüben vermag. Noch schlimmer ist natürlich die unmittelbare Berührung des Giftstrauches, die Hauterkrankungen hervorruft, deren Dauer sich auf mehrere Jahre erstrecken kann. Im Volksmunde heißt dieser gefährliche Strauch „Giftige Eiche", doch zählt er nicht zu den Eichen, sondern zu den als sehr giftig bekannten Sumach-Gewächsen. Die Giftwirkung dieses Strauches beruht nach Professor Abel wie bei allen Sumacharten auf der Ausscheidung einer giftigen Substanz, die in allen Teilen dieser Pflanzen enthalten ist und auf der menschlichen Haut schwere Reizungen erzeugt. Dieser Giftstoff kann sogar, wenn der Strauch nur mit einem Stock berührt wurde, durch nachträgliche Berührung des Stockes auf den Menschen übertragen werden.

Die Entstehung des Kunstwerks.

Menzel arbeitete Tag für Tag, ausdauernd und fleißig, bis ins hohe Alter. Erst abends verließ er das Atelier, ging dann in sein Stammlokal, an seinen Tisch, an dem kein anderer Platz nehmen durfte.

Einmal bestellte er sich einen Gänsebraten, blätterte ein wenig in der Zeitung, wurde plötzlich sehr müde, legte den Kopf auf die verschränkten Arme und schlief ein.

Die Getränke kamen und wurden leise auf den Tisch gestellt. Der Gänsebraten kam. Der Nachtisch kam. Exzellenz schlief. Niemand wagte Menzel zu stören.

Nach einer Weile wachte er von selbst auf, besah sich die Dekoration, und da er kalten Gänsebraten nicht mochte, so zeichnete er ihn wenigstens.

Das Blatt liegt im Kupferstichkabinett.

Nachtfahrt.

Eines Zuges Räderfüße
Tragen mich den Schienenstrang,
Weit und weiter, endlos lang.
Aecker schwinden, die ich grüße.

Kirchturmuhren, Schindeldächer
Ziehn vorüber wie im Flug,
Und das tiefe Himmelstuch
Wird zum goldnen Sternenfächer.

In die Nacht, dem Tag entgegen,
Auf dem blanken Eisenpfad
Stampft des hastigen Zuges Rad ...
Und der Mondschein lächelt Segen.

Hans Horsmann.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

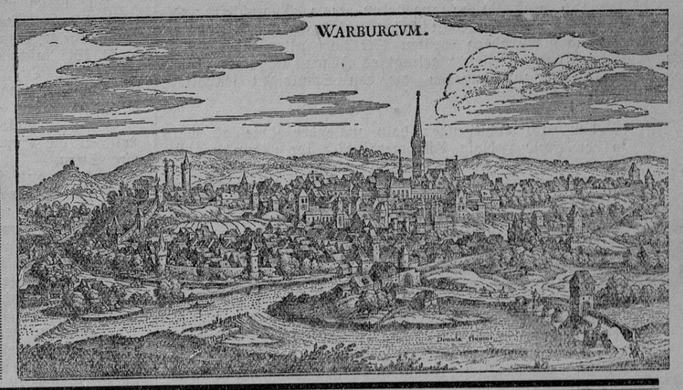
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 61 | **31. Juli 1929** | **4. Jahrgang**

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW. 6.

14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Herr Kommissar, dies Telegramm ist eben abgegeben worden."

„Geben Sie her, es ist gut."

Während sich der Polizist entfernte, löste der Kommissar den Verschluß des Telegramms und entfaltete das Papier, um dann halblaut ein „Donnerwetter!" zu rufen. Das Wort klang aber nicht ärgerlich, sondern freudig.

Nun kam eine plötzliche Lebhaftigkeit über ihn.

Er nahm seinen Hut und Mantel vom schwarzen, eisernen Kleiderhalter neben der Tür, gab im Vorübergehen im Vorzimmer ein paar Aufträge und verließ in Eile das große, düstere Gebäude, wo die Polizei als Herrin thronte.

Rasch brachte ein Auto ihn zum Justizpalast, und nach einigem Warten stand er in einem würdig, in schweren Farben dekorierten Zimmer dem Staatsanwalt Lüdemann gegenüber, der ihn mit seinem kindlichen, vom letzten Plädoyer noch ein wenig geröteten Gesicht freundlich begrüßte.

„Guten Tag, Herr Kommissar. Sie sehen zufrieden aus. Was bringen Sie Gutes?"

„Gutes und Schlechtes, Herr Staatsanwalt."

„Fangen Sie mit dem Schlechten an. Das Gute schmeckt hinterher doppelt gut. Sie kommen doch in der Sache Kunewka?"

„Gewiß. Aber ich habe zu melden, daß der Verdacht gegen die beiden Burschen, den Höger und Neustätter, bisher gar nichts ausgibt. Ich habe sie heute beide vernommen, habe alle meine Künste spielen lassen und ihnen Dinge auf den Kopf zugesagt, von denen ich selbst nichts weiß, — habe dem Neustätter sogar vorgeredet, jemand hätte den verschwundenen Ring an seinen Händen gesehen, — aber es hat nichts gefruchtet. Kein Widerspruch in den Aussagen, kein Sichverwirren, rein gar nichts. Höger hat eingestanden, — er war krank, und Kranke sagen am leichtesten die Wahrheit, — daß eine Perlenkette, die sie an der Schauspielerin gesehen haben, sie zu dem versuchten Eindringen bei ihr veranlaßt hat, aber das ist auch alles."

„Und unser Verdacht wegen eines Komplotts der beiden mit — wie heißt doch der Kerl?"

„Herr Staatsanwalt meinen den Schlosser Wildführ, den Bräutigam der Jungfer von der Kunewka. Damit ist es auch nichts. Die Haussuchung bei den dreien hat keine Spur von dem Ring ergeben, und dieser Wildführ, den ich auch heute vernommen habe, macht mir den Eindruck, als wenn er die Wahrheit spräche. Für ein Zusammenarbeiten der drei liegt vorläufig kein Beweis vor. Dagegen hat Wildführ etwas Interessantes ausgesagt."

„Und was?"

„Er hat kurz nach halb neun Uhr einen Herrn gesehen, der aus dem Hause der Schauspielerin kam."

„Den angeblichen Regierungsrat?"

„Seine Beschreibung, soweit er ihn hat sehen können, stimmt auf den Regierungsrat. Wir haben hier also eine Bestätigung für die Wahrnehmung der Stubenföhr. Merkwürdig ist nur, daß der fragliche Herr nicht nach der Seite fortgegangen sein soll, wo die Düringersche Wohnung liegt, sondern auf den Wall und die Vorstadt zu."

Der Staatsanwalt bewegte zweifelnd und überlegend seinen Kopf hin und her.

„Wir müssen prüfen, ob keine Kollusion vorliegt. Bei Brautleuten heißt es mißtrauisch sein."

„Gewiß. Es läge ja nahe, daß die beiden die Aussage verabredet hätten. Aber der Schlosser macht mir einen zuverlässigen Eindruck. Viel wichtiger ist meines Erachtens eine andere Nachricht. Soeben erhielt ich ein Telegramm aus Nürnberg."

„Was hat Nürnberg mit unserer Sache zu tun?"

„Scheinbar ziemlich viel. Auf Anordnung des Herrn Staatsanwalts war doch eine genaue Beschreibung des verschwundenen Ringes an die Zeitungen gegeben worden. Darauf hat sich gestern ein Goldschmied Huber in Nürnberg gemeldet und mitgeteilt, er habe kurz nach Weihnachten des Jahres ... solch einen Ring mit Inschrift angefertigt."

„Davon haben Sie mir noch gar nichts gesagt."

„Nein, Herr Staatsanwalt, ich habe mich bemüht, erst noch Genaueres durch die Polizeidirektion in Nürnberg zu ermitteln. Und eben kam das Antworttelegramm. Darf ich es vorlesen?"

„Lesen Sie."

Brennert hatte das Telegramm schon entfaltet; in seinen aufgeregt unruhigen Händen knisterte das Papier ein wenig. Auch seine Stimme klang nicht so gleichmäßig wie gewöhnlich, als er nun las: „Kunewka in fraglichem Jahre hier engagiert. Goldschmied Huber erinnert sich Ringes genau. Besteller reicher Junggeselle namens Josef Deininger, der kurz darauf unaufgeklärten Todes starb. Düringer damals hier bei seinem Onkel wohnhaft."

„Alle Wetter!" sagte der Staatsanwalt. Es war wie ein Echo des „Donnerwetter!" das Brennert beim Empfange des Telegramms ausgerufen hatte.

„Meinen Herr Staatsanwalt nicht auch, daß wir die Spur, die auf den Regierungsrat von Düringer hinweist, mit allem Eifer verfolgen sollten? Ich wittere so etwas wie alte Beziehungen zwischen ihm und der Kunewka, wenn er sie auch leugnet."

„Ich muß Ihnen zugestehen, diese Möglichkeit und andere verwandte Möglichkeiten sind vorhanden. Fahren Sie nach Nürnberg, prüfen Sie dort alles, aber ohne Uebereilung. Vielleicht gelingt es Ihnen, an diesen Ring eine Kette zu schmieden, die den Schuldigen festhält."

* * *

Ein halb wohltuender, halb quälender Zwiespalt war in der Seele Hedwig Düringers. Als ihr Mann mit so feierlicher Versicherung die Schuld an der Ermordung der Kunewka von sich wies, da war es ihr wie Befreiung von furchtbarer Zweifelsnot. So sehr, daß ein Gefühl erlösten Aufatmens tagelang das herrschende blieb. Seine Hand war unschuldig an der furchtbaren Tat; welch eine Glücks-Herz ganz voll davon war, dann schalt sie sich im stillen, empfindung lag in dieser Ueberzeugung! Wenn Hedwigs daß auch nur für einen Augenblick ein Zweifel an ihres Mannes Unschuld sich in ihr geregt hatte.

Dann aber kamen einsame, graue Dämmerstunden, in denen zusammen mit dem Tageslichte dieser helle Schein in ihrem Innern unaufhaltsam hinzusterben schien. Sie saß und grübelte, schaute hinein in das wachsende Dunkel und fühlte die Angst vor etwas Neuem und Schrecklichem auf sich heranschleichen gleich der Dämmerung.

Sie zweifelte nicht an der Wahrheit dessen, was ihr Mann ihr gesagt und was sie für Tage so frei gemacht hatte in sich selbst. Aber da war etwas anderes, das ihr zuerst unbedeutend und klein erschienen war, das nun sich regte und wuchs und ihre Brust umklammerte mit Erstickungsangst.

Er hatte von einer anderen Schuld gesprochen, die auf ihm lag. Was war das für eine Schuld, was konnte das sein? War es nur ein leichter Fehl, wie das Leben gar vieler Menschen ihn aufwies, war es etwas Größeres und Schwereres, was mit neuer Not sie beide bedrohte? Und wenn es das war, wie durfte sie den Mann an ihrer Seite weiterlieben?

Aber in all den Zweifeln, in all der Furcht vor einem drohenden Verluste fühlte sie die Liebe zu ihm immer größer werden. Des Herzens reinstes Gefühl, das Mitleid, kam wie ein warmer Sonnenstrahl daraus hervor und ließ die Liebe wachsen und blühen.

Wenn sie sah, wie sein Gesicht immer bleicher und hagerer wurde, war es ihr, als wenn sie wieder und wieder bitten müßte: Sag' mir alles und laß mich mit dir leiden. Wir gehören zusammen in Glück und Not.

Aber anerzogene Zurückhaltung und überlegende Vernunft ließen sie schweigen. Sie fühlte: was er hatte sagen wollen und können, das war gesagt worden. Sie mußte geduldig sein und warten, bis er von selbst wieder sprach.

Seit ein paar Tagen atmete sie abermals freier auf. Der Polizeikommissar Brennert hatte sich nicht mehr sehen lassen. Er war noch ein paarmal ins Haus gekommen und hatte längere Zeit mit ihrem Mann verhandelt, in dessen Gesicht diese Besuche jedesmal traurige Spuren zurückließen. Jetzt aber war er ausgeblieben. Und Hedwig begann vorsichtig zu hoffen, daß auch der Beamte sich von ihres Mannes Unschuld an dem schrecklichen Verbrechen überzeugt habe, daß die Gefahr einer unerhörten Demütigung — denn das war es im besten Fall — an ihm vorübergegangen sei. Das Wohlgefühl darüber hatte auch ihre anderen Sorgen mehr zurückweichen lassen; das tägliche, häusliche Leben begann wieder nach und nach sein altes Gesicht, und sie hatte heute zum erstenmal in all der Zeit wieder über ein töricht-naives Wort von Elli lachen können.

Auch zum Lesen war ihr die nötige Stille der Seele zurückgekommen, und sie hatte sich fast eine Stunde lang in Goethes Briefe an Frau v. Stein vertieft. Wie tief klang jedes der Liebesworte des großen Mannes jetzt in ihr nach! Es war ihr, als hätte sie früher in halbem Schlaf gelegen und wäre nun erst erwacht. War das Unglück eine so gute Schule für das Menschenherz? Vielleicht war es dann in Wahrheit ein mit heißen Gebeten zu erflehender Segen. Weich, mit weit geöffneter Seele, horchte sie auf die Gefühle, die aus den Blättern des Buches leise mit ihr sprachen.

Voll ungewohnter Lebhaftigkeit stand sie plötzlich auf. Sie hatte den Schritt ihres Mannes auf dem Korridor gehört. Sonst blieb sie auf ihrem Platz sitzen und grüßte nur mit einer leichten Wendung und Neigung des Kopfes, heute ging sie dem Eintretenden bis zur Tür entgegen.

Wie bleich und vergrämt er wieder war! Wie müde seine Stimme klang, als er mit freundlichem Gruß hereintrat! Wie heiß das Mitleid in ihr aufstieg bei seinem Anblick! Sie faßte seine Hand und suchte nach Worten für ihr Gefühl. Doch sie brachte nichts anderes hervor als eine herkömmliche Begrüßung, die nur durch den Ton einen besonderen Wert erhielt.

Er aber fühlte diesen Ton, und indem er ihren Kopf zwischen die Hände nahm, berührten seine Lippen leicht ihre Stirn.

„Meine gute Hedwig!"

Auch er sprach weiter nichts, aber sie fühlten sich einander wieder innerlich nahe. Dann ergriff er das Buch, in dem sie gelesen hatte, schaute hinein, und nickte vor sich hin. „Der hat gewußt, wie das Menschenherz aussieht." Und als wenn er sich nicht losreißen konnte von dem Buche, zog er einen Sessel heran, setzte sich nieder und vertiefte sich ganz in das Echo gestorbener Gefühle, das durch diese Blätter aus der Ferne herklang.

Der Ton der Türglocke, der plötzlich die friedliche Stille zerriß, ließ Hedwig zusammenfahren. In ihr war noch immer die Nervosität, die nach erschreckenden Ereignissen zurückbleibt und vor jeder Berührung mit der Außenwelt angstvoll erbebt. Ihr Mann gab kein äußeres Anzeichen der Unruhe, doch ließ er das Buch langsam sinken und horchte hinaus.

Jetzt kam auch schon das Hausmädchen in seiner weißleuchtenden Schürze und meldete:

„Der Herr Polizeikommissar Brennert möchte den Herrn Regierungsrat sprechen."

Er neigte den Kopf; es war, als wenn er ihm von einer unsichtbaren Macht niedergedrückt würde. Dann stand er schwerfällig auf.

„Ich komme."

Das Mädchen ging hinaus. Hedwig trat ihm in den Weg. —

„Was will er wieder? Ich hatte gedacht, er käme nicht mehr."

„Was er heute will, weiß ich nicht. Er ist verreist gewesen, habe ich sagen hören. Darum ist er wohl nicht gekommen in den letzten Tagen."

„So — nur darum?"

„Ja, darum." Ein merkwürdig bitterer Ton war in seiner Antwort. Ohne Hedwig anzublicken, ging er an ihr vorüber und hinaus.

Das Mädchen hatte den Polizeikommissar in des Regierungsrats Arbeitszimmer geführt, wo er wartend stand. Mit stummem Gruße kam Düringer herein, mit einer Handbewegung wies er auf einen Stuhl.

Brennerts Gesicht war ernster als sonst; er setzte sich auf die wortlose Einladung hin, schwieg aber noch einen Augenblick, als wenn er nach Worten suchte. Dann erst begann er zu reden.

„Ich war einige Tage verreist. In Nürnberg war ich."

„So — in Nürnberg."

„Sie kennen die Stadt, Herr Regierungsrat?"

„Oberflächlich — ein wenig."

„Nicht genauer? Sie haben doch, wie man mir in Nürnberg erzählte, dort für einige Zeit gelebt."

(Fortsetzung folgt)

Schnecken im ultravioletten Licht.

Zwei Wiener Gelehrte haben kürzlich verschiedene Schneckenarten mit Hilfe ultravioletten Lichts untersucht und dabei ganz unerwartete Ergebnisse erzielt. Die für gewöhnlich graugrünen Schnecken erschienen im Licht der Analysenlampe stark verändert. Am Scheitel waren sie leuchtend rot, und ein spiralförmiger hellroter Streifen erstreckte sich bis zur Oeffnung des Gehäuses, das den Eindruck eines von innen beleuchteten Lampions machte. Um den Sitz des plötzlich aufgetretenen Farbstoffes zu finden, wurden die Schalen allmählich mit Salzsäure fortgeätzt. Obgleich dies bis zur innersten Spindel durchgeführt wurde, blieb das eigenartige rote Leuchten bestehen. Der Stoff muß also das ganze Gehäuse der Schnecken durchdringen; für gewöhnlich unsichtbar, weil durch die übrigen Farbstoffe überdeckt, wird er durch das ultraviolette Licht zum Leuchten, zur Fluoreszenz, gebracht.

Der Sommermieter.

Beethovennovelle von Grete Masse.

Die Mutter ließ ihre Näharbeit sinken und schaute zum Fenster hinaus. Der Sommerhimmel war so blau. Die weißen Wolken darüber erschienen wie helle Vögel, die langsam einem Ziel zuzogen, das man nicht sah.

Nein, sie konnte nicht mehr im Zimmer bleiben. Der Sommer war sowieso nur kurz. Man mußte ihn nutzen. Wie rasch waren die paar Monate hier in der Sommerwohnung in Heiligendorf verronnen. Dann kam der endlose Winter, den man drinnen in der Stadt vertrauern mußte.

Die Frau Grillparzer legte das seidene Tuch, aus dem sie eine Halsbinde für den Herrn Advokaten Grillparzer, ihren Ehegemahl, hatte nähen wollen, zur Seite, nahm ihr Schutzenhütchen, das mit mohnroter Seide ausgeschlagen war, den Pompadour und den Sonnenschirm. Dann ging sie, die Buben zu holen.

Die aber waren gar nicht erfreut über die bevorstehende Waldwanderung. Die Mutter wußte auch warum. Seit die Hauswirtin ihnen verraten, daß noch ein neuer Mieter in die Sommerwohnung einziehen werde, lungerten sie ständig um das Haustor herum, um die Ankunft des Erwarteten nicht zu versäumen, dessen Namen sie von der Hauswirtin nicht erfahren konnten. Vielmehr spann sich die Frau in ein immer geheimnisvoller werdendes Schweigen, je mehr die Knaben in sie drängten. Das aber wieder spannte die Erwartung der Jungen aufs Höchste. Ungern trotteten sie der Mutter nach und verrenkten sich beim Gehen durch das fortwährende Zurückdrehen der Köpfe fast die Hälse. Da aber war auf allen Zufuhrstraßen zum Haus nicht das Geringste zu erspähen, das etwa aussah wie eine Reisekalesche mit Gepäck. Dies beruhigte die Kindergemüter, und vollends im Walde hellten sich ihre Launen auf.

Aber als man heimkam, fingen die Buben an zu laufen, daß sie keuchen mußten. Man sah von ferne ein Gefährt vor der Tür des Sommerhauses stehen, von dem Gepäck abgeladen wurde. Als die Kinder ankamen, wurde gerade das letzte verschnürte Paket ins Haus getragen. Dann hüpfte der kleine, dünne Fuhrmann auf seinen Kutschbock und brachte die Pferde in Trab.

Vom neuen Mieter war auch nicht die Spur eines Mantelzipfels mehr zu sehen gewesen. Man hörte ihn nur drinnen in seinen Zimmern rumoren. Manchmal fiel polternd ein Stuhl zur Erde, ein dickes Buch oder sonst ein harter Gegenstand. —

Es war wie verhext: der Herr Nachbar war und blieb unsichtbar. Man mochte es anstellen, wie man wollte, man bekam ihn nicht zu Gesicht.

Am vierten Abend aber — die Grillparzers saßen bei der Abendmahlzeit —, da kam von drüben, aus den Zimmern jenseits des Flurs, Klavierspiel. Einer schlug in die Tasten mit unerhörter Kraft und Gewalt. Eine Seele schien hineinzusingen in den Sturm. Der Donner rollte, Wolkenwände, dunkel und drohend, wie Erz, barsten krachend auseinander. Eine Lichtspur ward ahnbar zwischen ihren mächtigen Wandungen. Sie führte empor, empor. Höher noch als das Auge reicht.

Die Advokatin Grillparzer hatte ihren Löffel sinken lassen und war aufgestanden. Sie stand lauschend da: die schmalen, kranken Hände über der Brust verschränkt, das Haupt jener Richtung zugewandt, aus der die Klangquellen strömten. So stand sie lange. Das Angesicht sehr weiß, aber Feuer im blauen Blick.

Als einer der Buben aufspringen und zu ihr eilen wollte, wehrte sie ihm zürnenden Auges. „Still! Still!" rief sie. „Rührt euch nicht! Habt Andacht! Wir wohnen Wand an Wand mit Ludwig van Beethoven. — —

Nun kam oft aus den Zimmern drüben die Musik, die wie eine Orgel in einem weiten Gotteshaus dröhnte oder wie das Meer, wenn es im Sturz anrollt an die Küsten. Dann war es, als käme ein Zauber über die Advokatin Grillparzer. Es zog sie aus der entferntesten Ecke, es zog sie vom Stuhle hoch, zur Tür des Zimmers hinaus und auf den Flur.

Dort, nahe vor Beethovens Zimmertüre, blieb sie stehen, das Haupt an die Wand gelehnt, und lauschte mit der ganzen Macht ihrer Seele. So sah sie einmal der Bediente des Komponisten. Warnend schüttelte er den kleinen Kopf:

„Nehmen Sie einen Rat an, Madame", sagte er „und lassen Sie sich hier nicht erwischen. Der Herr van Beethoven kann's auf den Tod nicht leiden, wenn man ihm heimlich zuhört. Entweder er wird sackiedegrob — auch gegen die verehrte Weiblichkeit — oder er spielt nicht mehr, und das Klavier bleibt dastehen stumm wie ein Fisch, dem man noch eins mit einer Kelle aufs Maul gegeben hat ..."

Die Grillparzerschen Buben konnten sich nicht erklären, warum die Mutter vor dem Sommermieter einen so heillosen Respekt hatte. Nun, da er aus seinem Dachsbau hervorkam und man ihn durch die Wiesen oder die Wälder stürmen sah, war für sie nichts Geheimnisvolles mehr an ihm. Sein närrisches Wesen erregte ihre Lachlust. Wie er dahinstampfte über den Ackergrund! Wie er mit den Armen fuchtelte! Wie er den Kopf zurückwarf und in den Himmel starrte. Wie weit seine Rockschöße abstanden. Dicke Zimmermannsbleistifte waren in die Taschen hineingestopft und Schreibhefte. Sie hatten oft genug gesehen, wie er draußen Stifte und Papiere herauszog und Noten malte, die durcheinander purzelten wie die Kegel beim Kegelschieben. Und dann rannte er wieder querfeldein, ließ die Arme kreisen wie Windmühlenflügel, lachte, gestikulierte, brummte, heulte oder sang mißtönig in den Wind hinein.

Aber der Mutter durften die Buben nicht von der Mißachtung der sonderbaren kleinen Erscheinung reden, auf derem Hals das große Haupt saß mit der breiten Nase und der gelblichen Haut, gefleckt von den bräunlichen Vertiefungen der Blatternarben. Sie hatte es ihnen schon beim ersten Male verwiesen. „Ach, dumme Buben!" hatte sie gesagt. „Ihr wißt nicht, was ihr plappert. Heilig, heilig, ist das Haupt, das sich unter demselben Dache zur Ruhe legt, unter dem auch wir träumen in jeder dieser Sommernächte." — —

Der Bediente, der auf der Hausschwelle saß, den Widerschein der heißen Mittagssonne so blank im braunen, steil wie Borsten emporstrebenden Haar, daß es rötlich wie Kupfer schimmerte, blickte erstaunt von der Hose auf, an der er flickte, als er die Advokatin Grillparzer auf sich zukommen sah.

Himmel, wie sah sie aus!

Ganz blaß, ganz vergrämt, niedergedrückt, verzagt, beschämt, vernichtet!

Und dann erfuhr er das Unglück. Sie habe im Flur gestanden und gelauscht, als der Herr van Beethoven spielte. Sie hätte dagestanden, der Musik hingegeben, emporgehoben in eine andere Sphäre, kaum noch zugehörig dieser Welt. Da sei das Spiel plötzlich abgebrochen. Die Tür sei aufgerissen worden und der Herr van Beethoven habe dagestanden und sie so zornig angeblickt, daß sie vor Angst nicht gewußt hatte, wohin sie schauen sollte. Dann sei er zurückgesprungen, habe seinen Hut vom Wandnagel gerissen und sei knurrend und böse an ihr vorbeigeschossen, rückwärts zum Garten hinaus.

„Aha", sagte der Johann, „jetzt ist es aus. Jetzt soll tch's wieder einrenken, nicht wahr? Aber kaputt ist kaputt. Warum hat die Madame meine Warnung nicht angenommen? Zerrissene Hosen kann man flicken, zerrissene Musik aber nicht!" — Doch die Advokatin Grillparzer stand so klein, so erbarmenswürdig, so niedergeschmettert da, daß er versprach, beim Herrn ein Wort für sie einzulegen.

Umsonst! Ludwig van Beethoven rührte das Klavier nicht eher wieder an, als bis die Frau Grillparzer mit ihren Kindern die Sommerwohnung verlassen und in die Stadt gezogen war.

Der Schatz im Mondkrater.

Verschwiegene Goldsucher. — Der Ueberfall von Grays Lake. — Das Geheimnis einer alten Bibel.

Von John C. Waters-Chicago.

Augenblicklich beschäftigt die Nachricht von einem Indianer, der demnächst ausziehen will, um einen Schatz im Werte von rund zwei Millionen Mark zu suchen, die Neugier der guten Amerikaner in Idaho und Wisconsin. Am Vorhandensein dieses verarabenen Vermöaens kann nämlich nicht gezweifelt werden, weil die Umstände, unter denen es versteckt wurde, der Nachwelt überliefert sind.

Einige Jahre vor dem Bürgerkriege kamen zwei Engländer, Ferdinand Kingstone und Elmer Brown, in das Gebiet des Schoschone-River im Süden Idahos. Beide waren